

Wie man den Nachthimmel abwickelt

Wer Frankfurt als Wiege der elektronischen Musik darstellt, verkennt ihren wahren Kern. Entbehrung und Krieg gehörten zum Gründungsmythos des Techno. In Ostdeutschland, wo er geprägt wurde, dient er auch heute der Krisenbewältigung.

Der Nachtclub Kassablanca (kurz für „die Kasse ist blank“) in Jena hat eine lockere Türpolitik. Ausweise und Impfpässe werden kontrolliert, aber keine Kleider oder Gesichter daraufhin geprüft, wie gut jemand aussieht. Geschäftsführer Thomas Sperling hält noch an der Gleichheitsidee aus den frühen Neunzigerjahren fest, den Anfängen der Techno-Bewegung. Für Hunderte junge Erwachsene, die hier im Winter Schlange standen, war das ein Glücksfall. Wegen der Pandemie waren die meisten von ihnen nie zuvor im Club oder auf einem Rave gewesen und hatten keine Ahnung von den modischen Gepflogenheiten des Techno oder gar dem Legendenstatus des Kassablanca. Manche Jugendliche hätten bei ihrer ersten Club-Erfahrung ein schräges Verhalten an den Tag gelegt, sagt Sperling, weil ihnen die entsprechende Sozialisierung fehle.

Im Talkessel der Stadt Jena sind Kulturräume besonders rar. Aber im ganzen Land müssen etablierte Nachtclubs um ihre Verdrängung bangen, und viele DJs sind gekränkt von der Behandlung, die sie als Solo-Selbstständige in der Pandemie erlebt haben. Neben der wirtschaftlichen Misere ist mit dem „Technozid“, also dem drohenden Untergang der Szene, wohl auch eine drohende Selbstaufgabe gemeint. Der Todesstoß für die Clubkultur wäre, wenn es sich die Szene zu bequem machte und über Sonderlinge die Nase rümpfte, obwohl sie früher selbst als nervtötend galt und stolz darauf war.

Im Jahr 1991, als Thomas Sperling zum ersten Mal einen DJ für das Kassablanca buchte, stieß laute, dröhnende, instrumentale Techno-Musik auf viel Ablehnung. Für die Theaterregisseurin Susann Neuenfeldt bedeutete gerade dieses Instrumentale ein Ende aller Vorgaben, eine neue Freiheit. „Die DDR war ein textaffines Land“, sagt Neuenfeldt. Nach dem Mauerfall vollzog auch die Tanzmusik einen Bruch, Analoges wandelte sich in Electro, und aus taghellen wurden stockdunkle Clubräume. Die DJ-Ausbildung, die es in der DDR gab, war nicht mehr viel wert, weil die ostdeutschen DJs sich und ihr Schaffen nach der Wende komplett neu erfanden. Kleinere Städte wie Jena und das benachbarte Apolda wurden plötzlich zu Zentren einer bundesweiten Szene, einer Einheitsbewegung, die in diesen Wochen geflissentlich übersehen wurde, als in Frankfurt am Main mit lauten Tönen vom „Geburtsort“ der Szene ein neues Techno-Museum eröffnete.

Das Kollektiv, dem Susann Neuenfeldt angehört, hat mit dem Projekt „Treuhand-Techno“ erstmals erforscht, wie Wirtschaftskrise und Techno zusammenhängen, wann die Krise künstlerisch produktiv wird und warum man Jugendlichen heute zur Aufarbeitung der Corona-Pandemie eine durchgeführte Clubnacht empfehlen sollte. Die Eltern der Kassablanca-Gründer warfen ihnen damals vor, die falschen Prioritäten zu setzen. Während die Minenarbeiter in Bischofferode mit einem Hungerstreik gegen die Minenschließung und die Treuhandpolitik protestierten, drehte sich 1993 bei ihnen alles nur um die Suche nach einer neuen Tanzfläche. „Wir mussten uns in eine eigene Welt stürzen“, sagt Thomas Sperling. Statt in die von den Sowjets zurückgelassene Brotbäckerei, die der Favorit gewesen wäre, zog das Kassa-



Wo der Techno herkommt – und sich heute neu findet: Das Kassablanca in Jena im Winter 2022

Foto Kassablanca Jena

blanca schließlich in einen leer stehenden Lokschuppen. Mithilfe von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurde dieser drei Jahre lang zum Club umgebaut, eröffnete 1997 und feiert nun am selben Standort sein Jubiläum. Mit ähnlichem Eifer, aber einem schlechteren Resultat versuchte zeitgleich Apolda, in der Krise eine Chance zu erkennen. Überall im Stadtbild von Apolda kann man bis heute

harte Grenzen zwischen Häusern und ihren Anbauten sehen, manchmal erschwert sogar eine Stufe im Boden die Weiternutzung. Für einen besonders gelungenen Anbau an eine Fabrik sorgte 1938 ein noch unbekannter Egon Eiermann. Und ebendiese Architekturkone, der Eiermannbau, lag 1994 brach.

Julia Bierau geht mit einem grobem Rucksack um den Eiermannbau herum.

Sie sucht einen möglichst guten Einblick in die halbe Etage im ersten Stock, die sie damals dem Verein zur Gebäuderettung abgeluchst hat, um hier ihre Techno-Partys zu veranstalten. Die Immersion in die Musik sei für sie auf der Tanzfläche immer schon größer als bei einem Konzert gewesen, sagt sie. Zur Dekoration holten sie sich aus einer abgewickelten Textilfabrik knallgelbe und orange Fein-

strick-Rollen, die dort niemand mehr brauchte, außerdem aus einem sowjetischen Armeegelände tarngüne Fallschirme. Auf die im Eiermannbau aufgehängten Stoffe warf ein Projektor die Nachthimmel-Dias der Sternwarte. Industrieleer war ihnen kein Begriff: Je weniger man die ehemalige Fabrik und die ausgedienten Maschinen hinter dem Stoff erkennen konnte, desto besser. Symbole für die Krise verhüllten andere, deutlichere Symbole. Bereits im amerikanischen Detroit, wo der Techno-Begriff 1988 erstmals aufkam, reagierte das Genre auf die Tristesse eines untergehenden Industriestandortes.

Das Krisennarrativ bekam eine ostdeutsche Prägung. In Apolda arbeitete vor der Wende jeder zweite Bürger in einem der sieben großen verbliebenen Volkseigenen Betriebe, in welche die DDR Hunderte Strickereien gezwängt hatte. Es folgte verheerende Arbeitslosigkeit. Ausgerechnet die Jugendlichen der ersten Generation, die nicht mehr wie ihre Eltern „in der Wolle“ arbeiten würden, fingen einen Streit über die Zukunft des Eiermannbaus an. Sie versprachen, das Gebäude auf ihre eigene Weise zu respektieren, und setzten die Stromversorgung und Sanitäranlagen wieder in stand.

Als mit der „Dancehall“-Radiomoderatorin Marusha Gleiß eine Lichtfigur des deutschen Techno aus Berlin nach Apolda kam – angeworben von Wegbereitern wie DJ Mikk –, beruhte das Interesse auf Gegenseitigkeit. Gleiß besuchte eine Gemeinschaft, die zwar bis nach Leipzig, Berlin und Frankfurt am Main reichte, aber in der Provinz in Eigenregie entstanden war. Das Provisorische war hier so sehr Ästhetik wie Folge der Umstände und kam bei den Gästen gut an. Das könnte heute wieder als Ansporn für junge Techno-Fans dienen, sich nach der Pandemie eine eigene Nische zu schaffen, selbst zu sampeln, statt vorgefundene Soundbibliotheken zu nutzen, und sich von erdrückenden Vorbildern freizumachen.

Mit Brecht im Gepäck hat die Regisseurin Neuenfeldt herausgearbeitet, was an Techno dialektisch sein kann: etwa das Gefühl, gemeinsam einsam und in der Desorientierung geborgen zu sein. Einen Beat zu überwinden, indem man sich ihm beugt und repetitive Bewegungen nach seinen Vorgaben macht, sei nur ein scheinbarer Widerspruch. „Der schwere Bass auf dem Oberkörper ähnelt einem Trauergefühl, aber zugleich einer Massage“, sagt die Performerin Anna Stiede von „Treuhand-Techno“. Damals wie heute könne ein Rave einer Nachtschicht an Arbeit gleichkommen, wenn er der emotionalen Aufarbeitung von Verlusten dient.

Nur Julia Bierau widerspricht dieser Interpretation mit Blick auf den Eiermannbau. „Wir Jungen erkannten gar nicht den Verlust, sondern nur die Chance“, sagt sie. Beide Generationen hätten ihre je eigenen Scheuklappen getragen. Dass das Gebäude später leer stand, nachdem die Techno-Szene zugunsten anderer Kulturangebote aus Apolda verdrängt wurde, sieht Bierau heute als eine Bestätigung für die Lehren des Techno, aber auch als traurige Pointe. Nach fünfzehn Jahren Leerstand entsteht 2022 im Eiermannbau eine „Open Factory“ aus Co-Working-Spaces und Veranstaltungsräumen. VICTOR SATTLER

Neue Direktorin am Kunst Forum

Das Hamburger Bucerius Kunst Forum bekommt eine neue Chefin: Die bisherige künstlerische Leiterin, Kathrin Baumstark, wird vom 1. Mai an Direktorin des von der Zeit-Stiftung getragenen Ausstellungshauses. Baumstark verantwortete dort seit fünf Jahren besucherstarke und gesellschaftlich relevante Ausstellungen, sagte der Stiftungsvorstandsvorsitzende Manuel J. Hartung anlässlich ihrer Berufung: „Kunst ist politisch – ich wünsche mir, dass das Kunst Forum 2023 auch als Forum noch sichtbar wird.“ Baumstark selbst will Impulse geben und Assoziationen sowie Inspirationen wecken: „Dafür werde ich weiter auf fokussierte Ausstellungskonzepte setzen und neue, aktuelle Themen erschließen.“ 2023 werde beispielsweise ein Jahr der Frauen. dpa

Wildgans-Preis an Gertraud Klemm

Ihr Werk erfüllt die Bedingung, von „hervorragender Relevanz für die literarische und gesellschaftliche Korrelation unserer Zeit“ zu sein: Die Schriftstellerin Gertraud Klemm erhält den diesjährigen Anton-Wildgans-Preis der Österreichischen Industrie. Die Jury lobt den scharfen Blick der Autorin, mit dem sie „unge löste alte Problematiken in einer lebendigen, präzisen Sprache, der auch das Spiel mit Humor nicht fremd ist“, thematisiert. Die 1971 in Wien geborene Klemm machte mit dem Roman „Muttergehäuse“ auf sich aufmerksam, in dem sie ihren unerfüllten Kinderwunsch verarbeitete. Der mit 15000 Euro dotierte Preis wird seit 1962 von der Industriellenvereinigung vergeben und am 26. September in Wien überreicht. F.A.Z.

Die zwei Aussichten vom Hotel Massacre

Eindrücke von einer Reise durch Haiti an die dominikanische Grenze / Von Hans Christoph Buch, Cap Haitien

Haiti steht am unteren Ende jeder Statistik, wenn es um Gesundheitsfürsorge, Kindersterblichkeit, Niedriglöhne oder Arbeitslosigkeit geht. Aber auf anderem Gebiet ist es Spitze: In Port-au-Prince werden derzeit mehr Menschen entführt und ermordet als in irgendeiner anderen Metropole der Karibik, Mittel- oder Südamerikas. Diplomaten und Journalisten meiden Stadtviertel wie Martissant als No-go-Areas, aus denen die örtliche Bevölkerung floh und in denen die schlecht ausgerüstete, unterbezahlte Polizei täglich ihr Leben riskiert. Exilhaitianer aus Miami, New York oder Montreal, deren Überweisungen an ihre Angehörigen höher sind als das Staatsbudget, trauen sich nicht mehr, in die Heimat zurückzureisen, weil sie bevorzugte Entführungssopfer sind. Mit der Drogenmafia liierte Banden, die sich aus den Slums, aber auch aus der Polizei rekrutieren, haben die Behörden unterwandert und kämpfen um die Kontrolle lukrativer Stadtbezirke, wobei Hintermänner aus höchsten Kreisen die Fäden ziehen. Und es ist bezeichnend, dass und wie die Untersuchung des Mordes an Präsident Jovenel Moïse seit neun Monaten im Sande verläuft.

Großer Kontrast zum Nachbarstaat

Die Fahrt vom Aéroport Toussaint Louverture zum Hotel in einem gepanzerten Fahrzeug, wie Staatsbesucher es benutzen, kostet ein Vermögen, und wer sich ein Bild von der Lage in Haiti machen will, reist besser über die Dominikanische Republik ein. Beide Länder teilen sich das Territorium der Insel Hispaniola und sind durch ein Stück gemeinsamer Geschichte wie auch die Liebe zu Hahnenkämpfen verbunden, aber ihre Wege haben sich frühzeitig voneinander getrennt. Der Kontrast könnte kaum größer sein: Auf der einen, der dominikanischen Seite bewaldete Berge und mit Staketen umzäunte Weiden, auf denen holsteini-

sche Rinder grasen, auf der anderen kahle, verkarstete Felsen, über die der Passatwind hinwegweht, um sich auf der Ostseite abzuregen. Die einst üppige Vegetation fiel dem Raubbau der Kolonialzeit zum Opfer, als die Kolonie Saint-Domingue Frankreich mit Zucker und Kaffee versorgte. Nach der von Ex-Sklaven blutig erkämpften Unabhängigkeit wurden verbliebene Bergwälder von den armen Bauern zu Holzkohle verarbeitet.

Haiti leidet an Umweltzerstörung und Überbevölkerung, ganz zu schweigen von den Problemen eines gescheiterten Staats, den nur das Eingreifen der USA und der Vereinten Nationen vor dem Kollaps bewahrt hat. Das dünn besiedelte Nachbarland hingegen war eine pastorale Idylle, wo der Diktator Trujillo mithilfe jüdischer Emigranten und von Veteranen des Spanischen Bürgerkriegs eine moderne Infrastruktur schuf – was wiederum den Tourismus begünstigte: Asphaltierte Straßen, Strom und Telefon waren und sind in der Karibik nicht selbstverständlich, auch nicht die Entsorgung des Mülls.

Obwohl die dominikanische Wirtschaft zusammenbrechen würde ohne Erntehelfer aus dem Nachbarland, die auch im Baugewerbe und Tourismus tätig sind, gibt es eine Erbfeindschaft mit Haiti. Zweimal wurde die Dominikanische Republik von den kriegerischen Nachfahren afrikanischer Sklaven erobert, und Trujillo rächte sich, indem er 1937, von Hitler inspiriert, 15000 haitianische Zuckerrohrarbeiter samt Frauen und Kindern von seiner Miliz umbringen ließ. Über Leben oder Tod entschied das spanische Lösungswort „perejil“ (Petersilie), das Haitianer nicht korrekt aussprechen konnten. Noch heute, sagt Dirk Guenther, Leiter der Deutschen Welthungerhilfe in Santo Domingo, der beide Staaten gut kennt, lebten bis zu einer halben Million Haitianer ohne Papiere im Grenzgebiet und seien nicht anhand der Hautfarbe,

sondern nur an ihrer Aussprache zu erkennen. Vielleicht ist das der Grund, warum der dominikanische Präsident Luis Abinader, von Donald Trump inspiriert, eine Mauer quer durch Hispaniola bauen will, um Haiti auf Distanz zu halten.

Das Land erstickt im Plastikmüll

Vor der Grenze mehren sich Militärposten und Checkpoints der Polizei, die nach illegalen Einwanderern fahndet. Grenzübertritt erfolgt am Rio Massacre, der Haiti vom Nachbarland trennt. Der Fluss heißt wirklich so – nicht zur Erinnerung an das Pogrom von 1937, sondern an weiter zurückliegende Massaker. In der Grenzstadt Dajabón steht das Hotel Massacre. Ein von Menschenmassen umdrängtes Gittertor trennt die verfeindeten Staaten voneinander. Wer ungeprüft durchschlüpft, wird am Kragen gepackt und nach Haiti zurückgeschleift. Nur wenige Kilometer weiter künden Hunderte an der Grenze geparkte Motorräder vom bescheidenen Wohlstand junger Haitianer, die ohne Visum und Pass in der zollfreien Zona Franca arbeiten: als Zimmermädchen, Kellner oder Näherinnen für T-Shirts und Jeans.

Ihr Land erstickt im Plastikmüll, den die Flüsse ins Meer schwemmen und die Brandung dann am Strand von Cap Haitien deponiert. Dahinter beginnt La Fossette, der schlimmste Slum von Haitis zweitgrößter Stadt, wo es Müllabfuhr nur in den Vierteln der Reichen gibt und in der Zona Franca von Labadie Kreuzfahrtschiffe anlegen, deren Passagiere durch meterhohen Maschendraht vor Kontakten mit Einheimischen geschützt werden. Dabei haben die kriminellen Banden, die Port-au-Prince zum Sicherheitsrisiko machen, in Cap Haitien noch nicht Fuß gefasst.

Szenenwechsel. Das Hospital von Ouanaminthe platzt aus allen Nähten, in der Notaufnahme herrscht drangvolle Enge, dazu ist der Strom ausgefallen. Hier wer-

den unterernährte Kinder registriert, gewogen und für zu leicht befunden, bis sie, mit Spezialnahrung hochgepäppelt, abermals eingeliefert werden. Die Erzeuger der Babys haben sich, wie in Haiti üblich, aus dem Staub gemacht und überlassen die Aufzucht den oft minderjährigen Müttern. Nicht nur Säuglinge und Kleinkinder, auch Zehn- bis Zwölfjährige laufen in zerlumpte T-Shirts oder ganz nackt herum, weil es den Müttern am Notwendigsten fehlt. Noch schlimmer als die Zustände im Centre Médical ist das Fehlen jeglicher Krankenversorgung. Eine Wandzeitung wirbt für regelmäßiges Händewaschen und sauberes Trinkwasser, ein frommer Wunsch in Haiti. Warum schlug hier die Covid-Pandemie hier nicht härter zu? Liegt es am subtropischen Klima oder an fehlender Registrierung?

„Port-au-Prince wird von Dieben und Mördern regiert“, steht auf einer Mauer in Saint Rafael. Die Bewohner dieser Stadt haben zur Selbsthilfe gegriffen, zusammen mit der Agro Action Allemande und haitianischen Experten den aus den Bergen kommenden Fluss angezapft und einen zwanzig Kilometer langen Kanal angelegt, in dem Schulkinder planschen. Von dort abzweigende Wassergräben verwandeln die Trocken-savanne in einen Garten Eden, in dem Paprika, Tomaten, Karotten, Zwiebeln und sogar Reis gedeihen. „Das ist mein wertvollster Besitz“, sagt der Kleinbauer Luma Bell und zeigt auf einen im Baum-schatten grasenden Stier, mit dem er seine Produkte zum Markt befördert. Noch stolzer ist er auf seine Kinder, die aufs Gymnasium gehen, und zitiert ein Danton zugeschriebenes Diktum der Französischen Revolution: „Bildung ist so lebensnotwendig wie das tägliche Brot.“

Hans Christoph Buch lebt in Berlin. Sein Buch „Nächtliche Geräusche im Dschungel“ erschien kürzlich im Transit-Verlag.

Die Spur des Geldes

Salzburgs Festspiele und die Solway Group

Die erste Reaktion erfolgte prompt: Nachdem am Mittwoch die Regisseurin Yana Ross und der Schriftsteller Lukas Bärfuss die Salzburger Festspiele aufgefordert hatten, sich von ihrem in die Kritik geratenen Sponsor Solway zu trennen (F.A.Z. vom 21. April), hat die Festspielleitung am selben Tag erklärt, man habe das Unternehmen schon zuvor zu einer Stellungnahme aufgefordert und eine „ausführliche, objektive und transparente“ Überprüfung der Vorwürfe verlangt. „Die Salzburger Festspiele werden die Ergebnisse dieser Untersuchungen abwarten und sodann in Folge die notwendigen Konsequenzen ziehen.“ Dem privaten Bergbauunternehmen Solway, das seinen Sitz in Zug in der Schweiz hat, werden unter anderem Menschenrechtsverletzungen, Umweltzerstörung und die Drangsalierung von Journalisten in Guatemala vorgeworfen, wo Solway eine Nickelmine am Izabal-See betreibt. Das Unternehmen hat die Anschuldigungen zurückgewiesen und eine eigene Untersuchung angekündigt. In einer Anfang März veröffentlichten Mitteilung verurteilte Solway das Vorgehen der russischen Regierung gegen die ukrainische Bevölkerung und kündigte an, seine Geschäftstätigkeiten in Russland umgehend einzustellen.

Bärfuss und Ross haben ihre Forderung, das „toxische Sponsoring“ durch Solway zu beenden, mit einem Ultimatum verknüpft, das am 27. Juli ausläuft. Einen Tag später soll die Uraufführung der Neufassung von Schnitzlers „Reigen“ stattfinden, die Ross und Bärfuss im Auftrag der Festspiele erarbeiten. Yana Ross hat gegenüber dem Onlinetheaterportal Nachkritik.de erklärt, es sei „sehr wichtig, dass das Festival den Künstlern und nicht den Sponsoren gehört, also ist es unsere Pflicht gegenüber den Steuerzahlern und der Öffentlichkeit, die von ihnen in Auftrag gegebene Arbeit zu machen. Daher haben wir kein Recht, die Arbeit zu beenden, aber wir haben das Recht, das Festival auf die gemachten Fehler aufmerksam zu machen.“

Die Solway Investment Group in Zug wird von Dan Bronstein geleitet, die übergeordnete Solway Holding mit Sitz auf Malta untersteht Aleksandr Bronstein, der im damaligen Leningrad geboren wurde und heute in Tallinn lebt. Das Unternehmen fördert in Salzburg unter anderem das Projekt Creative Fellowship, das es jedes Jahr jeweils zwei Jugendlichen aus Guatemala, der Ukraine oder Nordmazedonien ermöglicht, an einem Operncamp der Festspiele teilzunehmen. Außerdem unterstützt Solway das Jugendprogramm der Festspiele, zuletzt mit 150000 Euro. In ihrer Stellungnahme versichert die Festspielleitung, dass man transparent mit dem Thema Finanzierung und Sponsoring umgehe: „Alle Haupt-, Projekt- und Produktsponsoren sowie jene Stiftungen, die die Festspiele bzw. einzelne Produktionen unterstützen, sind auf der Homepage einsehbar.“

Aber wie finden Kunst und Geld, Festivalintendanten und Vorstandsvorsitzende, Dirigenten und Marketingchefs überhaupt zueinander? Helga Rabl-Stockner, von 1995 bis vor wenigen Wochen Präsidentin der Salzburger Festspiele, hat in einem Interview mit der „Neuen Zürcher Zeitung“ im Jahr 2017 in diesem Punkt für Transparenz gesorgt und ein Beispiel genannt, das sich auf Dan Bronstein bezieht, den Chairman der Solway Investment Group: „Ich gehe zu vielen Anlässen, um Menschen kennenzulernen, die ich für Festspielprojekte interessieren kann. So einer war auch Dan Bronstein mit seiner Firma Solway ... Er wohnt in Genf, seine zwei Töchter tanzen, seine Frau ist Pianistin, und die ganze Familie ist sehr musikalisch. Ihm erzählten wir 2015, dass wir ein tolles Projekt mit dem Dirigenten Teodor Currentzis vorhätten. Dann besuchten wir gemeinsam in Zürich die fabelhafte Aufführung ‚Macbeth‘ und waren danach auch im Dirigentenzimmer – Herr Bronstein war hin und weg! Inzwischen hat sich zwischen Currentzis und den Bronsteins eine enge Verbindung entwickelt.“

Die enge Verbindung zwischen Currentzis und den Salzburger Festspielen steht allerdings derzeit auf dem Prüfstand. Dem russisch-griechischen Dirigenten und seinem Ensemble MusicAeterna wird vorgeworfen, sie würden von einer russischen Bank unterstützt, die auf der Sanktionsliste stehe. Der ukrainische Botschafter in Österreich hat sich vehement gegen die geplanten Konzerte von Currentzis in Salzburg ausgesprochen. Das Wiener Konzerthaus hat deshalb vor Kurzem ein geplantes Benefizkonzert mit Currentzis abgesagt. In Salzburg hält man bislang an dem Dirigenten fest. HUBERT SPIEGEL